

Beilage zur „Arbeiter-Jugend“

Nummer 13

Berlin, den 1. Juli 1911

3. Jahrgang

Die Auswanderer.

Von Emil Ertl.

Ein geknürtes Bündel lag auf dem Tisch, und ein winziger Koffer stand daneben. Der junge Bursche, der an dem Tische saß, war kräftig gebaut, grobknochig, aber von fahler Gesichtsfarbe. Er hatte die Ellbogen aufgestützt und stierte ins Weite. Meilenteit war er fort mit seinen Gedanken. Von den dürftigen Einrichtungsstücken, die ihn umgaben, sah er nichts, bemerkte nicht das ängstliche Getue des alten runzligen Weibes, das sich in seiner Nähe zu schaffen machte. Durch die weißgetünchten Wände der Dachstube hindurch schweiften sein Blick in blaue Fernen, weidete sich an farbigen Bildern von südlicher Pracht, azurnen Meeren, sonnbeglänzten Küstenstrichen, wo Kolibris an Dianenselchen nippten und freie, heitere Menschen in Gleichheit und Brüderlichkeit zusammenwohnten. — „Wenn Du Dir's halt doch noch überlegen möchtest? ...“ sagte die Mutter schüchtern. — Er schwieg und sagte gar nichts. Immer dunkler wurde es in der Stube. Vor dem Fenster lag der Novembernebel. — Schleichende Dämmerstunde . . . — Die kleine Petroleumlampe brannte, auf dem Sparherd brodelte das Wasser. Als die Kartoffeln garkochend waren, setzte sie eine ganze Schüssel voll davon auf den Tisch, daß es nur so dampfte. Sogleich machte er sich darüber und begann zu essen. — Sie saß ihm gegenüber und sah ihm zu, wie eine Mutter auf ihr Kind blickt, das an ihrer Brust trinkt, mit derselben wehmütigen Freude. Behnützig, weil immer der Gedanke dabei ist: Bald wirst Du anderswo Deine Nahrung suchen . . . — Selbst es sie nichts. Nicht einen Bissen hätte sie hinuntergebracht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie zitterte am ganzen Körper und dachte nur immer: Wenn er sich's halt doch noch einmal überlegte? . . . — Der Sohn zog, während er kaute, einen silbernen Egelring vom Finger, der vom verstorbenen Vater war. Er legte ihn auf den Tisch. — „Den seh' ich Dir da . . . man kann nicht wissen . . .“ — Wie wenn ihr ein Stück Herz herausgerissen würde, empfand sie es. Fest stand es also? Unabänderlich? . . . Ohnmächtig ihre Mutterliebe, die ihr so groß, so stark, so unüberwindlich schien? Unfähig, ihn auch nur um Haarsbreite von seinem Entschlusse abzuwehren! Instinktiv sah sie sich nach Bundesgenossen um. — Sie sagte: „Die Franzl ist heut' dagewesen . . . hat geweint . . .“

Er rührte sich nicht. Nur wie hilflos suchte er die Achseln, während er seine Mahlzeit hinunterwürgte.

Und nun fing die Alte selbst zu weinen an.

„Die Franzl hat gesagt . . . sie glaubt . . .“

„No, no, allos! Was glaubt sie denn?“

Die Alte schluchzte. „Ja, Ihr Männer macht es kurz, und wir sitzen dann da . . .“

Er legte das Messer weg, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und starrte finster vor sich hin.

Es ging etwas in ihm vor, gewiß! In ängstlicher Spannung, mit neu erwachtem Hoffen hing das Auge der Mutter an ihm.

„Du, Mutter . . .“ sagte er. „Ich habe ihr verboten zu kommen . . . es wird mir zu hart . . . Nicht wahr, Du bist so gut und sagst ihr's . . . Ich werd' ihr schon Geld schicken — von drüben . . . Sie kann sich drauf verlassen! Ein Lump bin ich nicht!“

Die Mutter schluchzte auf. Von drüben! So war alles vergebens! Immer hat sie's gesagt: „Mit der verfluchten Sozialdemokratie!“

Da wird er lebendig, beugt sich vor, legte die Faust auf den Tisch. Seine Augen funkeln, und die Zähne bleckt er wie ein wildes Tier.

„Dagegen sagst Du mir nichts, Mutter! Da versteh' ich keinen Spaß, daß Du's weißt!“

Und dann friert er das Messer zu fassen, mit dem er die Kartoffeln geschält, und stößt es in die Tischplatte, daß es zitternd darin stecken bleibt.

Die Mutter trocknet die Tränen, geht an ihre Arbeit, säubert das Hochgeschirr, räumt die Betten ab. Sie murrst nicht mehr, wehrt sich nicht mehr länger. Wie ein geduldiges Lasttier ist sie,

dem man eine neue Bürde aufgeladen, und das die

überschwere Fracht weitererschleppst, weil es nur einmal nicht anders sein kann, bis zum Zusammenbrechen. — Was sie ihm an den Augen ab-

sehen kann, das tut sie ihm noch. Den

silbernen Ring muß er durchaus wieder

an den Finger stecken. Und an Franzl

wird sie schon alles bestellen! Ueber-

haut — wenn es nur ihm gut geht,

drüben! Sorgen braucht er sich keine

zu machen um sie und Franzl! Sie

werden sich schon weiter helfen . . .

mit Gottes Hilfe! — „Mit Gottes

Hilfe“ — zaghaft ist das Wort über

ihre Lippen gekommen, so als ob

sie sagen wollte: Entschuldige, daß

ich altes Weib noch so dumm bin!

— Und als er sie vor dem Schlafengehen

auf die Wangen küßte, was er

sonst nie tat, da blühte aus ihrem

dummen Klummer ein sänftigendes

und beinahe beglückendes Gefühl auf,

das sie freilich nicht in schöne Worte

hätte fassen können: Ergebung in

Gottes Willen, der alles zum Besten

lenken würde. — Noch lange lag sie wach

und lauschte zärtlich den Atemzügen des

Sohnes, der sogleich eingeschlafen war. Aller

Trost, der aus dem Glauben quillt, war mit

ihm. Und endlich schlief auch sie ein, einen

demütigen Seufzer auf den Lippen, der so schwer

wog, oder so leicht — wie ein Gebet. — —

In dieser letzten Nacht hatte der Sohn einen dunklen Traum. Ein weites Flachland nebliger Niederungen sah er vor sich, das von braunen Schwaden heißenden Kohlen-

rauchs erfüllt war und vom üblen Geruch des Schweißes. Schwer hob sich seine Brust, wie eine Maschine keuchend, aber von Sehnsucht beschwingt flogen seine Blicke in die Ferne, wo ragende Berge das Glöz begrenzten und mit jähen Felsenmauern über den Dunst der Ebene leuchteten. Frühlingsgrüne Palmenwälder frönten die sonnigen Höhen, und weiße Tempel grüßten aus der reinen, heiteren Luft lachend und lockend zu Tal.

Mit einem Male beginnt es sich zu regen in den Niederungen. Eine mißfarbige Wolke, wälzt es sich gegen den Berg. Menschen im Arbeitskitzel, Hunderte, Tausende, dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm. Heerscharen der Tiefe, erwacht, die strahlende Hochburg zu stürmen. Mit dumpfem Geschrei rennen sie an und prallen gegen den Wall der Felsen. Schon erreichen die ersten die steinernen Mauern, beginnen hinaufzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Aber die Wände sind zu glatt, zu steil, kopfüber stürzen sie nieder, reißen im Falle die Nächsten mit sich und zermalmen durch die Wucht ihrer Leiber die Nachstürmenden.

Aber schon drängt es neuerdings heran, über Leichen, über Sterbende hinweg, die Felsen empor. Immer wieder machen sich



Gottfried August Bürger.

neue Scharen in verbissener Mut an das tobbringende Wagnis. Immer höher und höher schwillt der Menschenknäuel, der mit gebrochenen Gliedern am Fuß der Felswand zuckt. Schier unerträglich an Streitern scheint die qualmende Niederung. Ganze Meerfäulen strömen hervor aus dem Rauch der Essen, der am Boden hinfriecht, graue, rußige Menschenwolken. Und mit dumpfem, weithin hallendem Geschrei wälzen sie sich gegen ihr Verhängnis.

Nun reißt es auch ihn mit fort aus der Erstarrung, in der er das graufige Schauspiel betrachtet. Eine wilde Lust überkommt ihn, die freie Höhe zu gewinnen, jauchzend, in tollen Sprüngen, eine rote Fahne schwenkend, rennt er mit Tausenden von Genossen gegen den unbezwungenen Bergwall. Aber schwer und schwerer werden seine Schritte, wie lehmige Erde spürt er es unter den Füßen, und als er zu Boden blickt, gewahrt er, daß er auf Leichen wadet, in ganzen Bächen roten Blutes.

Entsetzt will er umkehren, aber da gibt es kein Zurück mehr, die Menge, die hinter ihm heritürrt, verschluckt ihn, schiebt, drängt, stößt ihn vorwärts, aufwärts! Nach Glanz und Sonne lechzend, stürmt er weiter, kimmert über Hügel von Verschmetterten hinweg, tritt unter seine Stiefel, was sich noch regt, nur hinan, hinan die blutige Strahel.

Bis nah an die sonnbeglänzte Höhe reicht schon der Wall von menschlichen Leibern. Im Schweiß seines Angesichts, kletternd und wattend, arbeitet er sich die Leichenböschung empor. Nur ein niedriger Felsgrat ist noch zu bezwingen, der darüber hinausragt wie starrendes Gletschereis aus Moränen. Schon glaubt er die reine, befreite Bergluft zu trinken. Seine Schläfen hämmern, rote Nebel gaukeln vor seinen Blicken, zu Boden sinken möchte er vor Erschöpfung. Sehnsüchtig späht er nach den Palmen und Palästen, die er aus der Ferne geschaut — aber die sind verschwunden, wie weggeblasen. Sehnsüchtig sucht sein Auge den heiteren Himmel, das Licht. Aber eine dumpfe, stahlgraue Dunstschicht hat sich über das Firmament gebreitet und die strahlende Sonne in einen düster schwelenden Klumpen verwandelt. Matt, verschleiert wie ein ausgeronnenes Auge glöht sie unheimlich auf die wahn sinnigen Menschen nieder.

Ein trostlos verchlactes Stück Erde liegt vor ihnen, nicht anders als jenes, das sie eben verlassen. Langsam beginnt es sich in graubraune Fetzen einzuhüllen wie ein armes hungerleidendes Weib, das fröstelt. Die Nebel der Niederung sind es, die hinter den Siegern bergan gekrochen kommen und sich über die Hochfläche der Schwaden der Tiefe ausbreiten, mit Kohlenrauch geschwängert und Blutgeruch von hunderttausend Leichen. Dichter und dichter ziehen die stückigen Wolken sich um sie zusammen, schwer atmen die Zungen, arbeiten und feuchen wie Maschinen. . . .

Siehe, da heben sich plötzlich alle Hände und weisen in die Ferne wie auf eine Erscheinung. Ein blinkender Berggrat, der die kahle Ebene begrenzt und in senkrechten Felswänden aus ihr aufsteigt! Gleich einer Fata Morgana, düstern und hell, schwebt das Bild über der braunen, klebrigen Atmosphäre, ragt daraus empor wie eine süßliche Finsel aus schmutziger Brandung, lockt auf neue die Menschen, um sie vielleicht aufs neue zu narren. Und wieder sieht man Palmenhaine auf der fernen sonnigen Höhe, und wieder grüßen weiße marmorne Türme und Tempel unter ewig strahlend heiterem Himmel. . . .

Da wurde ihm unsagbar weh ums Herz vor Enttäuschung und Sehnsucht. Wie ein körperlicher Schmerz war es, der ihn stöhnend erwachen machte. Und er gewahrte den ersten Schein des Frühlichts auf dem Fenster seiner Kammer. Mühsam versuchte er sich zurecht zu finden. Und allmählich fiel ihm alles wieder ein: Sozialdemokratie . . . Streif . . . Brasilien . . .

Leise stand er auf und begann sich anzukleiden. Wie eine Maschine tat er es, dumpf und fast gedankenlos. Und alles, was er dachte, war immer wieder dasselbe: „Ist einmal nicht anders . . . Was kann man machen? . . .“

* * *

In derselben Nacht hatte auch die Mutter einen Traum.

Eine Menge Volkes wartete vor dem Portal einer Kirche. Aus dem Innern tönten Orgelklänge und Gesang. Aber niemand konnte eintreten, denn das Tor war verschlossen.

Sie selbst stand mitten in der Menge, ihr Kind auf dem Arm, ihren Sohn. Der war aber noch ganz klein, ein oder zwei Jahre,

und schön wie ein Christusknabe. Bärtlich preßte sie ihn an ihre Brust, blickte ihm in die großen Augen, legte ihren Arm schützend um ihn, daß ihm kein Schaden zugefügt werde durch die vielen Menschen, die ungestüm gegen den Eingang drängten und an die Pforte pochten. Denn immer blieb das Kirchentor verschlossen.

Schließlich wurden die meisten unwillig und entfernten sich fluchend, einer nach dem anderen. Nun stand sie allein vor der verschlossenen Tür, ihr Kind in den Armen. Sie brachte es nicht über sich, sich loszureißen, denn die schier überirdischen Klänge, die aus dem Innern drangen, hielten sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Plötzlich springt die Pforte krachend auf, und eine Stimme wie Possamen des Gerichts heißt eintreten, die da harren.

Menglich blickt sie sich um, nach den anderen, die mit ihr warteten, aber sie sind alle fort, verschwunden. Da drückt sie sich zitternd hinter eine steinerne Säule und wagt kaum zu atmen. Aber ein Engel in goldenen Roken und strahlendem Gewand faßt sie an der Hand und führt sie in die hohe düstere Halle, wo die brausenden Orgeltöne rollen. Schwarz wie Särge starren die leeren Kirchenbänke, aber vom Altar dringt durch bläuliche Weihrauchwolken tausendfacher Lichterglanz wie der milde Schimmer des Sternenhimmels.

Demütig und verschämt schreitet sie an der Hand ihres Führers durch die riesige Halle und wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Vor dem Altar läßt er sie allein. Sie sinkt in die Knie, das Kind an sich drückend. Zögernd hebt sie den Blick. Da fällt wie ein beengendes Gewand die Furcht von ihr, und sie sieht einen Kranz holdseliger Engel, kleine und große, die aus Notenblättern singen und silberne Weihrauchfässer schwingen. Und inmitten der Glorie, Christus, der ernst und mild auf sie niederschaut. Die roten Wundmale scheinen zu glühen. Zu seiner Rechten Maria, die Himmelkönigin, in blau und rosenfarbenem Gewand. Die neigt sich in unsäglicher Güte zu dem Kinde nieder und streckt wie segnend die Hände aus. . . .

Da erwachte die Mutter und erkannte, daß es nur ein Traum war. Sie lauschte zu ihrem Sohn hinein, der atmete schwer und wälzte sich auf seinem Lager.

Alles fiel ihr wieder ein . . . Sozialdemokratie . . . Streif . . . Brasilien . . .

Aber sie bäumte sich nicht mehr dagegen. Eine wunderbare Zuversicht wohnte in ihrem Herzen. Möchte er hinausziehen in die Fremde, es gab eine Vorsehung, die über ihm wachte. Und vielleicht lag es in ihrem ewigen Plane, ihn auf so weiten Umwegen zu Gott, zum Glauben zurückzuführen! Sind die Ratschlüsse des Herrn nicht unerforschlich? War es nicht wie eine Vorbedeutung, daß sie im Traume ihr Kind an die Stufen des göttlichen Thrones getragen hatte? Hatte nicht Maria sich geneigt, die schmerzhafteste Mutter, die all ihren Kummer verstehen mußte wie niemand sonst? . . .

Sie betete: „Herr, Gott, dein Wille geschehe!“

Jetzt hörte sie den Sohn nebenan, der aufgewacht war und sich ankleidete. Sie erschraf heftig.

So war der Tag gekommen!

(Schluß folgt.)



Gottfried August Bürger.

Kaum je hat ein anderer Dichter es so verstanden, menschliche Leidenschaften und Stimmungen, Lust, Leid, Dank, Begeisterung, Gorn oder Sehnsucht in Tönen lebendig zu machen, derart mit Lauten die Farben und Stimmungen der Natur zu veranschaulichen, derart die musikalischen Mittel des Rhythmus und der Klangfarbe sich dienstbar zu machen, wie Gottfried August Bürger, der Schöpfer der deutschen Ballade.*)

Einfache Ereignisse, von denen er hörte, Sagen und Erzählungen, die im Volksmund umliefen, drei, vier Zeilen eines Liedes, die er irgendwo auffas, wurden unter seinen Händen zu lebendigen Denkmälern von der Menschen Torheit oder Uebermut, von verratener Treue oder kämpfender Liebe, von dem Kummer der Notleidenden oder der edlen Tat, die keinen Dank sucht. So

*) Ballade (italien., wörtlich Tanzlied), ein Volkslied mit sagenhaftem Inhalt in dramatischer Form (Wechselrede). Vergl. Goethes „Erlkönig“.

schuf er oft ohne Absicht soziale Gemälde seiner Zeit, einige, wie „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“, von erschütternder Tragik.

Manche von Bürger's Balladen können mit dem Besten, was Goethe und Schiller in dieser Gattung geschaffen haben, ruhig den Vergleich aushalten, ja was Temperament und Anschaulichkeit anbetrifft, so finden sie wohl kaum ihresgleichen. Bei Bürger ist eben alles Empfindung, Farbe, Musik, er liebt die Aufregung, die Leidenschaft, das Starke, Verwegene, aber auch die tanzende Freude, den geistigen Wettkampf und den trefflicheren Witz.

Kein Wunder, daß eine so vulkanische Natur in Streit geraten mußte mit den Fürstentumsknechten, den Philisterzöpfen und Gelehrtenperücken seiner Zeit, daß er selber mit verzehrenden Leidenschaften, die ihm Frieden und Gesundheit raubten, zu kämpfen hatte und schließlich durch fortwährendes Unglück gebrochen viel zu früh ins Grab sank.

Geboren wurde Bürger in der Silvesternacht des Jahres 1747 im Pfarrhaus zu Mohrswende, einem weltabgeschiedenen Dörfchen, das damals zum preussischen Fürstentum Halberstadt gehörte. Vater und Mutter kümmerten sich herzlich wenig um des Knaben Erziehung, desto ungebundener konnte er in den nahen Garzwaldungen umherstreifen und sich dort allerlei Spuk- und Gespensterphantasien hingeben, denen er sogar als gereifter Mann sich nie ganz entziehen konnte. Deshalb wirkt auch das Gespenstliche in Bürger's „Lenore“ wirklich gespenstisch, und das Graufige im „Wilden Jäger“ wirklich graufig, weil Bürger, wie Shakespeare, selbst ein wenig daran glaubte.

In Uchersleben und Halle, wo Bürger die Schulen besuchte, hat er sich wenig herborgetan, höchstens einmal, als ihm ein Spottgedicht auf die Perücke seines Rektors eine empfindliche Strafe eintrug. Im Frühjahr 1764 bezog er die Universität Halle, um nach dem Willen seines Großvaters, der für seine ganze Ausbildung sorgte, Theologie zu studieren. Allein dem jungen Wildfang behagte „das freie, lustige Leben“ so gut, daß er nach sechs Semestern als Theologe in Halle unmöglich war und zum Studium des Rechts übertreten mußte. Dem biederen Großvater ging das über die Gutschnur, er rief ihn heim und schickte den ungeratenern Enkel 1768 nach Göttingen. Hier trieb es Bürger jedoch ärger als zuvor, so daß der Großvater, nachdem er 110 Taler für ein rotes Kleid mit silbernen Treppen bezahlt hatte, die Hand von ihm abzog.

Nun stand Bürger allein. Um zu leben, mußte er arbeiten. In Halle hatte sich Bürger ziemliche Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Literatur angeeignet. Zu diesen Liebhabereien kam nun das ernste Fachstudium. Den Unterhalt erwarb er sich durch Korrigieren und Gelegenheitsgedichte.

Um diese Zeit trat Bürger in nähere Beziehungen zu einigen edel denkenden jungen Männern, die einen förmlichen Dichterbund, den „Gain“, geschlossen hatten. Im Verein mit diesen wurden deutsche, englische, französische, italienische und spanische Dichter gelesen, auch selber gedichtet und übersetzt. Vor allem aber kam Bürger jetzt unter den Einfluß der Gedankenwelt Herders, der auf der Durchreise zweimal in Göttingen gewesen war, und dessen bahnbrechende „Blätter von deutscher Art und Kunst“ 1773 in Hamburg erschienen.

Herders, des vierten großen Klassikers, bleibendes Verdienst ist es, auf die Poesie des einfachen Volkes als den Jungbrunnen aller wahren Dichtkunst aufmerksam gemacht zu haben. Und zwar ist nach ihm die Poesie das Eigentum aller Völker und aller Sprachen, und je näher ein Dichter, ein Volk der freien Natur steht, desto lebendiger, sinnlicher sind auch seine Lieder. Allein man darf nicht den Maßstab des einen Volkes und der einen Zeit an die Poesie eines anderen Volkes und einer anderen Zeit legen, sondern wahre Kunst muß bodenständig sein, sie trägt die Farbe ihrer Zeit, den Nationalcharakter ihres Volkes und Landes. Die Kunst der Griechen kann nicht auch die Kunst der Deutschen sein.

Wie der junge Goethe in seinen Liedern und im „Witz von Verküchlingen“, so hat auch Bürger die Theorie des Meisters in die Praxis übersetzt.

Anfang 1772 erhielt Bürger durch seinen Freund Boie die Stelle eines Gerichtshalters der von Uslarschen Familie mit dem Sitz in Gelliehausen. Die Universität hatte seinen außerordentlichen Fleiß, seine theoretischen und praktischen Kenntnisse im Recht und seine vorzügliche Aufführung bezeugt. Der Großvater, froh, daß sein Enkel doch noch was geworden, bezahlte die Schulden und hinterlegte die erforderliche Kaution. Aber Bürger war nicht auf Rosen gebettet. Nicht genug, daß das Gehalt weder zum Leben noch zum Sterben reichte, die Edlen von Uslar selbst lagen untereinander in fortwährenden Streitigkeiten, und bald wurde Bürger von einem mißgünstigen Glied jener Familie wegen schlechter Amtsführung angeklagt. Er konnte sich von dem Vorwurf reinigen, aber die Stellung war ihm verleidet. Seine Poesie,

für die er geboren war, litt Not, „denn“, schrieb er an einen Freund, „der Actum Gelliehausen usw., der In Sachen usw., der Hiermit wird usw. sind gar zu viel“. Und doch entstand gerade jetzt, da er unbefriedigt und geplagt war, dasjenige Gedicht, das ihn mit einem Schlag zum berühmten Mann machen sollte, seine „Lenore“.

Mühselig und langsam hat der Dichter an „Lenore“ gearbeitet, gefeilt, verändert und verbessert, bis sie das Meisterwerk wurde, dessen Rhythmus und Schwung glauben macht, es sei im Galopp gedichtet. Bürger wußte, daß er hier etwas Großes geschaffen, seine Briefe sind voll Jubel. Die Sage, die der „Lenore“ zugrunde liegt, ist uralte. In alt-indischen so gut wie in alt-germanischen Sagenliedern erscheint der tote Geliebte seiner trauernden Frau oder Braut, weil ihre Tränen ihm im Grabe keine Ruhe lassen. Der gespenstische Ritt aber des Toten mit seiner Braut zum Grabe bildete den Stoff eines zu Bürger's Zeit in Ostpreußen viel gesungenen Volksliedes. Bürger gab diesem alten Märchen den geschichtlichen Hintergrund des siebenjährigen Krieges und die ganze Musik und Farbenpracht seines künstlerischen Empfindens. Ganz Deutschland jubelte ihm zu, selbst Goethe suchte die Freundschaft des Dichters.

In den Fragmenten „Aus Daniel Wunderlichs Buche“ entwickelte Bürger sein poetisches Glaubensbekenntnis. „Deutsche sind wir,“ ruft er da aus, „Deutsche, die nicht griechische, nicht römische, nicht Allermweltsgedichte in deutscher Zunge, sondern in deutscher Zunge deutsche Gedichte machen, verdaulich und nährend fürs ganze Volk.“ Wie einst Luther, so ging auch Bürger unter die Binden des Dorfes, auf die Weiden und in die Spinnstuben, um der Sprache und den Liedern des Volkes zu lauschen. Echtfolkstümlich ist Bürger's Tonmalerei, die packende Anschaulichkeit seiner Bilder, die lebhaften Zwiegespräche, die charakteristischen Ausrufe. Man hört bei ihm wirklich das Spinnrad jurren, die Hunde bellen, die Weitschen knallen. In hastigen, kurzen Sätzen reden die Leidenschaften, in langen, ruhigen redet die Schwermut. Man muß Bürger's Gedichte deklamieren, um sie recht zu würdigen. Auch der Humor kam bei Bürger zu seinem Recht, wie „Die Weiber von Weinsberg“, „Frau Schnips“, „Der Kaiser und der Abt“ beweisen; welsch inniger Zartheit aber dieser Mann neben der leidenschaftlichen Blut fähig war, das zeigen seine Lieder an Molln.

(Schluß folgt)

Die Handwerksgejellen im Mittelalter.

Zu den schönsten Blüten unserer Volkspoesie gehören die überaus zahlreichen Lieder, die von Leid und Freud der Wanderburschen handeln. Nichts ist falscher, als wenn man daraus, wie es in so manchen kulturgeschichtlichen Büchern geschieht, schließen wollte, daß das Handwerksburschenleben nur eitel Lust und Herrlichkeit gewesen sei und daß auf dem Drang, in die weite Welt hinaus zu reisen, auf dem „Wandertrieb“, der dem Deutschen innewohnt, die Wanderschaft der jungen Handwerksgejellen beruht habe. Man verwechselt hier wieder, wie so oft, die Wirkung mit der Ursache. Es war ursprünglich gar nicht der Wunsch, die Welt zu sehen, der die Einrichtung der Wanderschaft schuf: der Wanderzwang — denn um einen Zwang handelt es sich — bildete sich vielmehr, wie wir bereits früher gesehen haben, ganz von selbst heraus, sobald sich die wirtschaftliche Notwendigkeit herausstellte, die Anzahl der Meister zu beschränken und den Zutritt zur zünftigen Mitgliejschaft zu erschweren. Auch jene Ansicht ist vollkommen verkehrt, die die gute alte Zeit über das Bohnenlied gegenüber der neuen, verderbten lobt, in der das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Gesell und Meister dem zwischen Arbeiter und Unternehmer Platz gemacht hat. Das patriarchalische Verhältnis der guten alten Zeit ist nur in der Phantasie denkfauler Spießbürger vorhanden; aus dem Handwerk ist es zum mindesten sehr früh verschwunden. Denn die sozialen Kämpfe der Handwerksgejellen, in erster Linie gegen die Meister, nehmen bereits im Anfang der zweiten Hälfte des Mittelalters und von da ununterbrochen bis in die Gegenwart hinein einen breiten Raum in der Wirtschaftsgeschichte ein.

Die Stellung des Handwerksgejellen zum Meister glich in vielem derjenigen, die sich bei manchen Handwerkern, besonders auf dem Lande, noch bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Der Geselle gehörte wie der Lehrling zur Familie des Meisters, bekam als Teil seines Lohnes Wohnung und Kost und unterstand der Hausordnung. Verheiratete Gesellen wurden entweder gar nicht geduldet oder waren von der Erlangung der Meisterwürde ausgeschlossen. Wenn auch ein Geselle sich lange nicht das bieten zu lassen brauchte, was der Lehrling sich gefallen lassen mußte, so wollen die Klagen über die Verhältnisse im Meisterhaus niemals verstummen. Mit der Polizeistunde, meist eine Stunde nach

geschaffen wurden. Dabei wollten die Meister die alten Formen des Gesellenlebens durchaus nicht missen, das patriarchalische Verhältnis mit seiner knechtischen Unterordnung und stetigen Kontrolle, das bot ihnen viel zu viele Vorteile. Jedoch die Pflichten, die sie vorher hatten, den Gesellen zur Meisterschaft vorzubereiten, die zu erfüllen, daran dachten sie gar nicht. Von diesem Moment an trat ein unüberbrücklicher Gegensatz zutage: vorher sozusagen zwei Altersstufen, von denen die jüngere zu der älteren führen mußte, nun zwei scharf von einander geschiedene soziale Gruppen; vorher gleiche Interessen, jetzt verschiedene; vorher Interessengemeinschaft und Harmonie zwischen Meister und Gesellen, jetzt ein Gegensatz der Interessen mit notwendig daraus sich ergebenden Kämpfen.

Hatte der Kampf der Handwerksmeister um ihre Handwerksinteressen zur Gründung der Zünfte geführt, so mußten auch die Gesellen zur Gründung von Organisationen und zwar ebenfalls von Kampforganisationen schreiten, sobald sie in die Lage kamen, ihre Rechte gegenüber den Meistern vertreten zu müssen. Bereits im 14. Jahrhundert machen sich die ersten Ansätze dazu bemerkbar, vorläufig noch in den sogenannten **Brüderschaften**, die zunächst einen rein kirchlichen Charakter trugen. Die Brüderschaften hatten anfangs nur den Zweck, arme und kranke Mit-

glieder durch Darlehen und Gewährung der Aufnahme in ein Spital zu unterstützen und für ein feierliches Begräbnis und für die Abhaltung von Seelenmessen zu sorgen, wenn ein Mitglied gestorben war. Derartige Brüderschaften wurden von der Kirche sehr begünstigt, da für sie dabei allerhand fromme Stiftungen abfielen, Geld, Kapellen, Leuchter, Messgewänder, Kirchenfenster ujm., und ein Aufzug der Gesellen bei dem sowie je theatralischen Charakter der kirchlichen Veranstaltungen zum äußeren Glanze des Gottesdienstes beitrug; unter Umständen konnten auch die Häupte der mehrfachen Gesellen für sie von Nutzen sein. Die Meister hatten anfangs gegen die Brüderschaften kaum etwas einzumenden; hatten sie doch nur Vorteil von ihnen, da sie dadurch der sozialen Fürsorge um ihre Gesellen ledig wurden. Sobald aber die Brüderschaften allmählich in das Fahrwasser der Interessenpolitik gerieten, regte sich sofort das Mißtrauen der Zünfte und der städtischen Verwaltung. Und daß bei den Zusammenkünften der Brüderschaftsmitglieder schließlich gewerkschaftliche Fragen erörtert und die Einkünfte für gewerkschaftliche Zwecke verwandt wurden, war selbstverständlich. Ebenso wie sich in den Verbänden, bei denen Beitrittswang Vorschrift war, rasch ein ausgeprägtes Solidaritätsgefühl mit Unterordnung des einzelnen unter die Gesamtinteressen entwickelte. (Schluß folgt)

Gedichte von Bürger.

Die Weiber von Weinsberg.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frein.

Einstmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse
Und rückt heran mit Kriegeschar
Und Reifigengetöse,
Umlagert' es mit Roß und Mann
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand
Trotz allen seinen Nöten,
Da ließ er, hoch vom Grimmer entbrannt,
Den Gerold 'neintrompeten:
„Ihr Schurken, kommt' ich nein, so wißt,
Soll hängen, was da männlich ist.“

Droh, als er den Befehl also
Hineintrompeten lassen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Haus' und auf den Gassen.
Das Brot war teuer in der Stadt;
Doch teurer noch war guler Rat.

„O weh mir armem Kornodon!
O weh mir!“ Die Pastores
Schrien: „Kyrie Eleison!
Wir gehn, wir gehn capores!
O weh mir armem Kornodon!
Es juckt mir an der Kehle schon.“

Doch wenn's Matthä' am letzten ist
Trotz Nuten, Tun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Nengsten und aus Nöten;
Denn Pfaffenfrug und Weiberlist
Geh'n über alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet,
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und belatzen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich ins Lager
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt faust, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts als dies:

„Die Weiber sollten Abzug han
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfehen.“
Mit der Kapitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Geht Achtung! was geschieht?
Es öffnet sich das nächste Tor,
Und jedes Weibchen ziehet
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Hudepuck. —

Manch Hofsbranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu bereiten;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Dankett
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gezeit, da ward trompet't
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Burgemeisterin,
So mit der Besenbinderin. —

Gi! Sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen,
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frein.

Der Bauer.

Unfeinen durchlauchtigen
Thronen.

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläu
Darf klau' und klacken haun?

Wer bist du, daß durch Saat und Forst
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
Entatmet wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwigt,
Mein, mein ist Fleiß und Brot! —

Hal Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Mittel wider Schlaflosigkeit.

„Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugegan,
Sing Ursula am Sonntagmorgen an.
Nun will ich in die Predigt gehen
Und wundershalber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.“

Lauton.

Lauton, wo sind Mangenschiff
Lager säckchenform Formierend.
Laut in der, Milcheln, der folt?
Wie hungt wirt die Formierend?
So war mit König fämt wirt Maftla
Gegogen in die Formierend.
Und fulta nicht gefchrieben,
Ob es gefchrieben geliebten.

2
Was König und die Königswirt

Al langem ferdul mirden,
Lauton ferdul ferdul mirden,
Und mafften mirdul ferdul.
Und jodel ferdul mirdul ferdul,
Sind ferdul ferdul mirdul ferdul,
Sind ferdul ferdul mirdul ferdul,
Sind ferdul ferdul mirdul ferdul,
Sind ferdul ferdul mirdul ferdul.

Bürgers Handschrift.

Der arme Dichter.

Ein Dichter, rund und feist bei Leibe,
Mit einem Antlitz, lang wie breit
Und glänzend wie des Vollmonds Scheibe,
Sprach einst von seiner Dürftigkeit
Und schimpfte brav auf teure Zeit.

„Das tun Sie bloß zum Zeitvertreiber!“
Nief einer aus der Kompagnie;
„Denn dies Gedicht an Ihrem werten Leibe
Und Ihr Gesicht, die schöne Vollmondscheibe,
Herr Kläger, zeugen wider Sie!“ —

„Das hat sich wohl!“ seufzt der Poet geduldig.
„Doch, Gott geseg'n ihn! meinen Bauch“ —
Sanft strich er ihn — „und diesen Vollmond auch
Bin ich dem Speisewirt noch schuldig.“

▽

Schön Suschen.

Schön Suschen kann' ich lange Zeit,
Schön Suschen war wohl fein;
Voll Tugend war's und Sittsamkeit;
Das sah ich klärlich ein.
Ich kam und ging, und ging und kam
Wie Eb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß nach der Zeit
Gar anders ich vernahm;
Da tat's mir, wann ich schied, so leid,
So wohl mir, wann ich kam;
Da hatt' ich keinen Zeitvertreiber
Und kein Geschäft als sie,
Da fühlte ich ganz an Seel' und Leib
Und fühlte nichts als sie.

Da war ich dumm und stumm und taub,
Vernahm nichts außer ihr,
Sah nirgends blühen Blum' und Laub,
Nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich sah wie in die Sonn' hinein
Und sah' mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit,
Gar anders ward es mir;
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, ich ging und kam
Wie Eb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh. —

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
Die ihr's erinnt und wißt,
Wie, wo und wann sich alles paart,

Warum sich's liebt und küßt:
Ihr hohen Weisen, sagt mir's an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann,
Warum mir so geschah. —

Ich selber sann oft Nacht und Tag
Und wieder Tag und Nacht
So wunderbaren Dingen nach;
Doch hab' ich nichts erdacht. —
Drum, Lieb' ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört;
Allein ihr wißt nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt.

▽

Mittel gegen den Hochmut der Großen.

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

▽

Der Edelmann und der Bauer.

„Das schwör' ich dir bei meinem hohen Namen,
Mein guter Klaus, ich bin aus altem
Samen!“ —
„Das ist nicht gut!“ erwidert Klaus,
„Oft artet alter Samen aus.“

▽

Entsagung der Politik.

Abe, Frau Politik! Sie mag sich fürdaß krollen;
Die Schriftzensur ist heutzutage scharf.
Was mancher Edle will, scheint er oft nicht zu
sollen;
Dagegen, was er schreiben soll und darf,
Kann doch ein Edler oft nicht wollen.

▽

Prophezeiung.

Vor Feueraglut, vor Wassersnot
Mag sicher fort der Erdball rücken.
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er in Papier ersticken.

▽

Prometheus.

Prometheus hatte kaum herab in Erdennacht
Den Quell des Lichts, der Wärm' und alles
Lebens,
Das Feuer, vom Olymp gebracht,
Sieh, da verbrannte sich — denn Warnen war
vergebens —

Manch dummes Jüngelchen die Faust aus
Unbedacht.
Mein Gott! Was für Geschrei erhoben
Nicht da so manches dummen Buben
Erzdummer Papa,
Erzdumme Mama,
Erzdumme Leibs- und Seelenammel
Welch Gänsegehnatter die Kleriker,
Welch Truthahnsgeloller die Polizei! —

Ist's weise, daß man dich verdamme,
Gehenebete Gottesflamme,
Altfreie Denk- und Druderei?

▽

Trost.

Wann dich die Lästertunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Weissen nagen.

▽

Schnid und Schnad.

Verbreite du vor Haß und Raß
Den Duff der besten Laten!
Kaum wird Frau Schnid und kaum Herr
Schnad
Ihn merken und betriegen.

Wach' aber einen schwachen Streich —
Wer kann dem immer wehren? —
Ganz heimlich! — O so wirst du gleich
Dein blaues Wunder hören!

Umsonst, umsonst bemüht du dich,
Ihn haß nur zu verstreken;
Vom Liebesmantel findet sich
Kein Läppchen, ihn zu decken.

Begingst du ihn im Keller gleich,
Tief in der Nacht der Erde,
Hervor muß er, der matte Streich,
Daß er beschändschmacht werde!

Du fragst umsonst: Wie hat das Paß
Das bißchen Streich erfahren? —
Auch Klug' und Fluch auf Schnid und Schnad
Kannst du gemächlich sparen.

Sie borgen dann die List vom Fuchs,
Vom Spürhund ihre Nasen,
Die glühen Augen von dem Luchs,
Die Ohren von dem Hasen;

Und spüren und verschonen nie,
Nicht Bruder, Schwester, Waise.
Wie Galgenraben schwärmen sie
Am liebsten nach dem Aase.

Wie Schleswig-Holsteins Arbeiterjugend Dänemark besuchte.

Ein Pfingstfahrtbericht. Von E. A. - Kiel.

Die Kieler Jugendbewegung ist im Grunde aus der Arbeiterturnerei hervorgegangen. Zöglinge der „Freien Turnerschaft an der Kieler Förde“, angeregt durch die von diesem Verein ihnen gewährte Selbstverwaltung, machten den Weg zur Jugendorganisation verhältnismäßig frühzeitig. Diese Vorgeschichte hat in unserer Stadt am Ostseestrande dazu geführt, daß die Jugendbewegung der Arbeiterschaft und die Arbeiterturnerei von vornherein Hand in Hand gingen und sich gegenseitig emporhelfen. Hier liegt auch der Grund, daß die Kieler Jugendbewegung von jeher von allen turnerischen Erziehungs- und Bildungsmitteln starken Gebrauch machte. Das ganze Jahr hindurch findet man Turnbetrieb, Turnfahrten, Nachtspiele, Spielausflüge und Wanderfahrten auf dem Programm. Seit Jahren gilt endlich als die Krone der jährlichen Wandertätigkeit eine mehrtägige Wanderfahrt zu Pfingsten mit immer steigender Teilnehmerzahl. So zogen 1909 am Abend des Pfingstsonnabends 110 Jugendliche durch weitere Strecken der holsteinischen Schweiz und im Jahre 1910 bereits 139 von Kiel über Ederförde nach Schleswig und von da nach Rendsburg, eine Tour, die 90 Kilometer Fußmarsch mit sich brachte. Diese schönen Ergebnisse, die wachsende Sehnsucht, neue Gebiete zu schauen, und der Wunsch, einmal der däni-

sehen Jugendbewegung persönlich näher zu treten, zeitigten 1910 den Entschluß, im Jahre 1911 ins Ausland zu wandern. Ins Ausland, ins anmutige Dänemark wollte man, aber nicht auf kostspieligen, nur einer Minderheit zugänglichen Pfaden, sondern in Masse und mit den vertrauten Mitteln billiger Wanderfahrt. Recht frühzeitig wurde der Beschluß gefaßt, frühzeitig mahnte man die Jugendgenossen zur Benützung der vorhandenen Reiseparaffen, und auch im Hinblick auf dieses größere Unternehmen schufen Turnverein und Jugendkommission gemeinsam die Schirrkommision, welche 50 Aluminiumkochapparate zum Verleihen erwarb und andere 50 dieser nützlichen Befreier vom Gasthauszwang in billigem Handel vertrieb.

Als die ersten Monate des laufenden Jahres vorbei waren, wurde der genauere Plan der diesjährigen Fahrt entworfen und beschlossen. Ihm folgten Verhandlungen mit Reedereien wegen Stellung eines Dampfers, Besprechungen und Briefwechsel mit dänischen Freunden zwecks genauer Orientierung, Sicherung der Nachtquartiere, Beschaffung dänischer Wechsellinien und Vertragsabschlüsse wegen Verprobiantierung der Marschkolonnen. Mit der „Freien Turnerschaft an der Kieler Förde“ wurde verabredet, daß sie den gleichen Dampfer benutzen sollte für eine Wanderfahrt

Beilage zur „Arbeiter-Jugend“

Nummer 14

Berlin, den 15. Juli 1911

3. Jahrgang

Die Auswanderer.

Von Emil Ertl

(Schluß)

Wie tot liegt die Fabrik da. Kein Rauch steigt aus dem Schlot. Es ist, als ob einer zu atmen aufgehört hätte. Mehrere von den Arbeitern richteten ihre Blicke hinauf. So fremd, so traurig sieht er aus ohne Rauch. Es tut ihnen ordentlich weh, daß sie ihm zum Abschied das antun mußten, dem langen roten Gefellen.

Ernst und gefaßt stehen die Männer beisammen. Kein lautes Wort fällt. Schweigend schütteln sie einander die Hände, schauen sich in die Augen. Die Weiber flüstern untereinander und wischen sich mit dem Rücken der Hand die Tränen ab.

In der Ferne hängen ein paar Strichregen vom Himmel auf die Erde nieder. Der kalte Novembermorgen, die trostlose Ebene, die vielköpfige Menge, die von Minute zu Minute anschwillt, alles ist in dieselben Farben gekleidet, die düsteren Farben der Arbeit und der Armut.

Still ist es wie auf einem Kirchhof. Aber da kommt ein Trupp junger Burschen an, mit Bündeln und kleinen Koffern, keifig auf den Hüften wie Rekruten. Sie jauchzen und sind aufgeregert. Suche! Es lebe Brasilien!

Einer aus ihrer Mitte ruft einen Dastehenden an: „So, jetzt kannst wieder arbeiten, die Mädelsführer gehen!“

Der Angeredete ist ein härtiger Mann mit finsternem Gesicht, der zwei Kinder von drei und fünf Jahren an den Patshänden hält.

Einen Blick voll Meid und Sehnsucht schließt er auf den Spötter hinüber, dann senkt er ihn wie beschämt auf die mit Wasser getriegeelten Köpfe seiner Kleinen.

Den ersten reut sein Wort. „Laß gehen,“ sagt er, „wenn wir drüben sind, schreiben wir euch, dann kommt ihr nach!“

Da bildet sich schon der Zug. In Reihen, sechs Mann hoch, setzen sie sich in Bewegung. Wie Soldaten marschieren sie los, Reih' um Reih'. Mancher hat sein Mädelsführer zur Seite, das ihm das Bündel trägt. Die Zurückbleibenden umdrängen sie in Schwärmen oder laufen vor ihnen her. Eltern und jüngere Geschwister hängen sich an die Scheidenden.

„Wir begleiten euch! Nur ein Stück noch begleiten wir euch!“

„Alles mit!“ heißt es. „Feierliches Geleit bis zum Bahnhof!“

Ein hagerer alter Mensch bringt zur Seite auf eine Loune. Mit lauter Stimme ruft er: „Genossen und Genossinnen! Haltet Ruhe und Ordnung, wenn es durch den Ort geht! Sie sollen sehen, daß wir Arbeiter sind!“

Das Wort zündet. Ja, das sollen sie sehen! Und aus tausend Kehlen steigt zum grauen Morgenhimmel das Lied der Arbeit.

Als der Zug den Hauptplatz erreichte, fand er alle Straßenausgänge von Landjägern (Gendarmen) besetzt.

„Nur die Auswanderer dürfen durch!“ hieß es.

„Warum denn? — Warum? — Wir wollen sie ja nur begleiten!“

Die Masse staute sich. Dicht gedrängt standen alle beisammen.

„Was ist denn los? — Warum dürfen wir sie nicht zum Bahnhof begleiten?“

In den vordersten Reihen ging es ans Abschiednehmen. Man hörte Weiber aufschluchzen.

„Leb wohl! Leb wohl! Vergiß nicht zu schreiben!“

„Zurück, die nicht abreißen!“ riefen die Landjäger.

Das war leicht gesagt. Viele wollten zurück, aber die andern drängten vor.

„Laßt uns durch, wir verjäumen den Zug!“

„Laßt die Auswanderer durch!“

„Zurück! Platz machen!“ schrien die Landjäger und stießen mit den Gewehrkolben in die Menge. Weiber und Kinder weinschten. Ein mörderisches Gedränge entstand. Silberrufe wurden laut.

„Wozu das alles?“ rief es aus der Menge. „In schönster Ordnung hätten sie uns begleitet!“

„Zurück! Platz machen!“ schrien die Landjäger und stießen mit den Gewehrkolben in die Menge.

Truppweise passierten die Auswanderer die Kette.

Ein kräftiger junger Mensch, der ein Kofferchen in der Hand trug, pflanzte sich trotzig vor den Postenführer, der die Pässe revidierte.

„Setzt — warum soll meine Mutter mich nicht bis zum Bahnhof begleiten dürfen?“

Die alte runzlige Frau klammerte sich an seinen Arm und weinte herzbrechend.

„Zurück, wer nicht dazu gehört!“ rief der Postenführer.

„Warum, will ich wissen! Warum?“

„Zurück, wer nicht dazu gehört!“

„Warum?“ sagte der Auswanderer.

„Zurück!“ sagte der Landjäger.

Der junge Mensch schäumte vor Wut. Aber er beherrschte sich.

„Sie wollen uns den Abschied von der Heimat leicht machen,“ sagte er. „Leb wohl, Mutter! Geh zurück!“

Er küßte die Alte, die schluchzend mit ihren knochigen Armen seinen Hals umschlang.

„Geh, geh, Mutter! Es wird eine Zeit kommen . . . Wir wollen hoffen . . . Geh . . . geh . . . leb wohl!“

Er riß sich los, wies den Paß vor und eilte den Genossen nach. Er war schon einer der letzten.

Aber die Alte wollte noch nicht von ihm lassen. Für das ganze zukünftige Leben sollte sie ihn verlieren, ja — das war Gottes Wille. Aber diese Viertelstunde gehörte er noch ihr, nach menschlichem und göttlichem Recht!

So ähnlich fühlte sie es, und entschlossen machte sie einen Versuch durchzuschlüpfen, ihm nach. Ein Landjäger stellte sich ihr in den Weg. Sie stieß ihn zur Seite, aber ein zweiter sagte sie an den Handgelenken und drängte sie zurück in die Menge. Sie stöhnte unter dem eisernen Druck seiner Fäuste, rang mit ihm, allein spielend bewältigte er sie und zwang sie auf die Knie. Da biß sie ihn in die Hand, daß die Muskeln knackten. Seinen Schmerz überwindend, riß er das Gewehr von der Schulter und traktierte sie mit Kolbenstößen. Seine Robeumänner sprangen ihm bei, hielten, indem sie mit ausgestreckten Armen ihre Gewehre als Barriere gebrauchten, die unheimlich murrende Menge im Zaum.

Auch ein Offizier von den Landjägern eilte herzu und herrschte die alte Frau an: „Zurück, oder ich lasse Sie arretieren!“

Da fuhr sie ihm schon mit beiden Händen ins Gesicht und kratzte ihn, daß ihm das Blut in den Bart rann. Aber er behielt seine Fassung und hieb sie nur mit der flachen Klinge über den Rücken.

Sie biß, kratzte, schlug um sich und wie gleich einer Rasenden. Wie ein wildes Tier wehrte sie sich gegen fünf oder sechs Männer, die mit Kolben und Bajonetten auf sie eindrangten. Nur mit vieler Mühe wurde sie endlich überwältigt und an beiden Händen gefesselt.

Die Menge war inzwischen durch die vorrückende Gendarmarie zurückgedrängt worden. Unter Kreischen und Schreien der Frauen und Kinder floh sie gegen die Straße, durch die sie eine halbe Stunde vorher so stolz auf ihre Zucht und Ordnung einmarschiert war.

Am unteren Ende des Platzes, der schon gefäubert war, stand die alte Mutter aufrecht, allein von zwei Jägern mit aufgefanztem Bajonett bewacht wie ein Mörder, ein gefährliches Raubtier. Wütend zerrte sie an den Handschellen, die ihre Gelenke umklammerten. Sie fühlte: ihr Recht hatte man geknebelt, ihr Mutterrecht, die letzten Minuten an der Seite ihres Sohnes auszuharren, den sie fürs Leben, fürs ganze Leben verlor!

Und diese himmelschreiende Bergewaltigung sah der Himmel ruhig mit an? Stand ihr nicht bei in ihrem heiligen Recht? Schleuderte keinen Blitz gegen die rohen Uebervinder? Und sie hatte doch mit Gott in der letzten Nacht so innig Zwiegesprache ge-

Ausdruck finden, der anfangs freilich etwas grimmig ausfiel. Abb. 7 zeigt, welches Schicksal damals als das allein den fremden Eindringlingen angemessene betrachtet wurde. Allmählich aber fand sich das Volk auch damit ab, und nun erfolgte jene erstaunliche innere und äußere Umwandlung Japans zu einem modernen kapitalistischen Staat, die die ganze Welt so sehr verblüfft, und deren Verfeinerung dem russischen Bären so teuer zu stehen kam. Dieser gewaltige Umsturz aller Verhältnisse findet nun auch seine mehr harmlose humoristische Darstellung, und vor allem sind es natürlich wieder die armen Götter, die da herhalten müssen. Ihnen fällt es besonders schwer, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen. Sie, die früher bequem in ihrem Glücksschiff fuhren, müssen sich jetzt in einem Omnibus zusammendrängen, wobei der arme Zukurotsu mit seinem hohen Kopf nur auf dem Vordach Platz findet. Nur eine europäische Neuerung ist es, für die Zukurotsu dankbar sein kann, der Zylinder, den der abendländische Erfinder jedenfalls in Vorahnung des japanischen Glücksgottes erdacht hat, dessen Kopfform allein für dieses Möbel wirklich paßt. (Abb. 8)

Aber auch die Tengu gehen bei den großen modernen Neuerungen nicht leer aus. Sie müssen sich jetzt besonders anstrengen, um all ihren neuen Pflichten nachzukommen, und wie leicht passiert bei solcher Ueberstürzung ein Malheur. (Abb. 9)

So hat sich der japanische Humor bereits mit der westlichen Kultur abgefunden. Dem japanischen Bauerntum und Proletariat wird es leider nicht so leicht. Sie scheuzen schwer unter dem kapitalistischen Regime mit seinen furchtbaren Lasten. Ihnen kann es sich nicht darum handeln, den übermächtigen Gegner durch Humor zu entwaffnen, sondern nur darum, ihn im Kampf zu besiegen.

Gottfried August Bürger.

(Schluß.)

Anfangs 1774 hatte Bürger seinen Amtssitz nach Niederrhein verlegt und war in nähere Beziehungen zu der Familie des dortigen königlich hannoverschen Amtmanns Leonhart getreten. Im Herbst heiratete er die zweitälteste Tochter Dorette, eine stille, mit wenigem zufriedene, äußerst zartfühlende Natur. Bürger ließ in einem Dorfe seines Sprengels ein Bauernhaus einrichten, und das junge Paar zog bald dorthin. Der Gegensatz zu der eigenen stürmischen Natur mag Bürger zu Dorette hingezogen haben, aber nur zu bald zeigte es sich, daß die sanfte Herzengüte seinem wildfreien Temperament nicht genügen konnte.

Die jüngere Schwester seiner Frau, das „Gustchen“, war lebhaft, dazu geistig begabt und hatte überhaupt etwas ungemein Anziehendes in ihrer Art. Zunächst unbewußt, dann immer deutlicher, feinte in Bürger eine leidenschaftliche Liebe zu ihr, die nicht unerwidert blieb. Unsonst tüchteten die beiden sich von einander loszureißen. Dorette in ihrer sanften, stillen Art litt schwer, als sie mit der Zeit erkannte, daß sie die Liebe ihres Mannes verloren, und wer sie ihr genommen hatte. Klein zu edel, um ihre vermeintlichen Rechte geltend zu machen, verschloß sie ihren Kummer in sich, dankbar auch für die kleinste Aufmerksamkeit, die ihr Mann ihr bewies. Am 30. Juli 1784 erlag sie der Schwindelucht. Bürger aber hat den Kämpfen und Leiden, der verzehrenden Sehnsucht, den Gewissensqualen und dem heimlichen Liebesglück ergreifenden Ausdruck gegeben in den Liedern an Mollly (so nannte er die Geliebte), Liedern, die an Tiefe der Empfindung und Schönheit des Ausdrucks mit den besten Liebesgedichten eines Goethe wetteifern. Säufzig wandte er hierbei die zu edlen Maß zwingende Form des Sonetts*) an, die feinen Liedern, wie z. B. dem Sonett „Die Eine“, „Ueberall Mollly und Liebe“, „Naturrecht“ etwas von der Schönheit eines geschliffenen Edelsteins gibt.

Hand in Hand mit der unheilvollen Leidenschaft gingen Verdrießlichkeiten im Amt und Brotforagen. Die Klagen über schlechte Amtsführung wurden erneuert und waren diesmal nicht ganz grundlos. Bürger gab nämlich 1778 seinen ersten Band Gedichte heraus und frey ob dieser Arbeit alle andere liegen. Mit Geld lernte er nie umzugehen, und der Versuch, durch Pachtung eines Landguts seine Einnahmen zu verbessern, mißlang, weil Bürger von Landwirtschaft nichts verstand. Er mußte Schulden machen.

Bürger suchte daher ein anderweitiges Auskommen. Allein bei der jämmerlichen Kleinstaaterei im damaligen Deutschland war das nicht leicht. Man war überall Ausländer und das mittelmäßigste Landeskind wurde dem begabtesten Fremdling vorgezogen. Goethe, an den er sich wandte, gab ihm eine kühle Antwort. Der werdende Hofmann zog sich vom Volksmann zurück. Kein Wunder, da das kräftige, Sorgenlied „Der Bauer. An seinen durchlauchtigsten Tyrannen“ aus Bürgers Feder stammte. Auch

in Preußen schätzte man Soldaten und Finanzleute bedeutend höher als solche Dichter. Bürger war froh, als sein Verleger Dieterich ihm die Redaktion des Göttinger Musenalmanachs antrug. Einem früheren Räte Goethes folgend bewarb er sich um die Erlaubnis, an der Göttinger Universität Vorlesungen zu halten. Sein Amt hatte er 1784 gekündigt, kurz vor dem Tode seiner Frau.

Als Wittwer kam Bürger nach Göttingen, wo er von der Gelehrtenzunft kühl empfangen und als Dilettant über die Masche angesehen wurde. Er hielt Vorlesungen über deutsche Sprache, Wesen und Gesetze der Poesie, kurz über Dinge, die den Göttinger Professoren böhmische Dörfer waren und damals noch auf keiner Universität getrieben wurden. Verdorben hatte er es mit den gelehrten Herren schon dadurch, daß er in der Ankündigung seiner Vorlesungen erklärte, daß sogar „große, weit und breit umherwandelnde Namen“ oft ein greuliches Deutsch schrieben. Bürger verfolgte aber auch einen praktischen Zweck mit seinen Vorlesungen. Gut reden, gut schreiben ist ein Mittel der Volksaufklärung. „Es ist nicht wahr“, ruft Bürger einmal aus, „daß Kanonen mehr vermögen als Gedanken und Worte.“ Diese — Gedanken und Worte — sind seiner Ansicht nach die besten Waffen des Volks gegen seine Unterdrücker.

Bürger arbeitete jetzt so angestrengt, daß seine Gesundheit schon Ostern 1785 zusammenbrach. Den Sommer mußte er der Erholung widmen. Am 17. Juni wurde ihm seine „Mollly“ angetraut. Seine glücklichste Zeit begann. Schon im Herbst konnte er die Vorlesungen wieder aufnehmen. Mollly war eine tüchtige Hausfrau und brachte das Kunststück fertig, mit ein paar Goldstücken monatelang zu wirtschaften und doch ihren Mann gesund und heiter zu erhalten. Endlich schien sich alles zum Guten zu wenden. Bürger blühte auf.

Da starb Mollly am 9. Januar 1786 an den Folgen einer Entbindung.

Bürger war gebrochen. „O des kurzen Besitzes“, schrieb er in der Traueranzeige, „meiner höchsten Lebensfreude! Ich kann weder meine unaussprechliche, ach so kurze Liebe, noch den namenlosen Schmerz, worunter mein armes, auf immer verwitwetes Herz erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer.“

Des Dichters Gesundheit brach nun zusehends zusammen, von jetzt ab war er ein alter, kränklicher Mann. Was halfen Reisen, rastlose Arbeit, Zerstreuungen aller Art, da doch sein totes Weib all sein Denken und Sinnen erfüllte. Der Dichtung freilich trug sein Schmerz goldene Früchte. Jenes „hohe Lied“ und die schönsten Sonette sind jetzt gedichtet. Aber diese Poesie des Schmerzes verstummt bald wieder, nur das Studium des tiefgründigen Philosophen und scharfen Kritikers Kant schien ihn noch einigermaßen zu befriedigen.

Zu seiner Zerstreuung überlegte damals Bürger die „Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“, die ein gewisser Maspe in englischer Sprache nach deutscher Vorlage zusammengestellt hatte. Nicht die schlechtesten Geschichten hat Bürger selbst diesen lustigen Lügenmärchen zugefügt. Die gelehrten Professoren freilich schüttelten über all das tolle Zeug den Kopf, und Bürger blieb nach wie vor der arme Privatdozent.

Erit der Verkehr mit dem jungen A. W. Schlegel, dessen Shakespeare-Üebersetzung heute noch in aller Händen ist, gab dem kränklichen Manne wieder Schaffensfreude. Die zweite Ausgabe seiner Gedichte erschien 1789. Von der besseren Stimmung zeugt das Gedicht „Vorgefühl der Gesundheit“. Neue Anerkennung, neue Ehre wurde dem Dichter zuteil. Selbst die Universität mußte, durch die öffentliche Meinung gedrängt, bei der Regierung die Ernennung Bürgers zum Professor beantragen.

Eine kleine Reise nach Thüringen und Oberfachsen stärkte Bürgers Gesundheit. Schiller und Wieland begrüßten ihn freundlich, nur Goethe kehrte den Minister gegen ihn heraus. Bürger ahnte damals nicht, daß der Dichter des Don Carlos, daß Schiller es sein würde, der durch seine schonungslose Kritik sein Ansehen als Dichter und als Mensch untergraben sollte. Die nicht einmal gerechte Beispredung, die Januar 1791 erschien, macht Schiller keine Ehre. Sie ist aber verständlich, wenn man bedenkt, daß Schiller damals die große Rechtschwenkung machte und fortan ganz anderen Auffassungen von Poesie, Kultur und Staat huldigte, als in seinen Jugendwerken. Schiller verlangt vor allem Schönheit in der Kunst, Bürger das Charakteristische, Schiller sucht in der Poesie ein überweltliches Ideal, Bürger die Natur, das Leben, wie es ist; Schiller verlangt sittliche Läuterung des Dichters als Vorbedingung seiner Kunst, Bürgers Gedichte sind aus Kampf und Zwiespalt hervorgegangen. Schiller hatte wenig Verständnis für echte Lyrik, aber sein Ansehen riß das schöngeistige Publikum, das nie eine eigene Meinung hat, mit sich; der große Haufe jubelte neuen Göttern zu.

*) Sonett, italienisch, Klangebdicht. Eine 14 zeilige Liedform mit funfsöbll verschlungenen Reimen.

Vielleicht hätte Bürger der Sieb weniger schwer getroffen, wenn nicht gerade damals ein häusliches Unglück ihn vollends niedergeworfen hätte. Bürger war immer von Frauen umschwärmt worden und war nie unempfänglich für ihre Reize gewesen. Als nun neben anderen Schuldigungen in einer Stuttgarter Zeitung auch das Gedicht eines jungen Mädchens erschienen war, die ihm fast-übermütig ihre Hand anrug, da machte etwas wie jugendliche Abenteuerlust in dem frühgealterten Manne wieder auf. Das Ungewöhnliche reizte ihn. Trotz der Warnungen verständiger Freunde reiste er nach Stuttgart. Die Hochzeit fand im Herbst 1790 statt. Wenige Monate später erkannten beide Teile ihren Irrtum. Der 24jährige, fränkische Mann konnte dem 20jährigen lebenslustigen Mädchen nicht genügen, sie suchte sich jüngere Liebhaber. Ihre Vergnügungssucht ruinierte Bürger finanziell, ihre Untreue zerrüttete seine Ehre. 1792 mußte zur Ehescheidung geschritten werden.

So, geistig, körperlich und finanziell zugrunde gerichtet, hatte Bürger nicht mehr die Kraft, seine Stellung als Dichter zu verteidigen. Er verlor den Glauben an sich selbst. Die französische Revolution war es, die ihn noch einmal mit Begeisterung erfüllte. Wie erkrankt mögen die braven Studenten der erzkonservativen Universität Göttingen aufgehört haben, als ihr Professor begeistert in der Vorlesung ausrief: „Unser herrliches Zeitalter, da dem Stolz, der Tyrannei, dem Despotismus selbst auf den Thronen so bange gemacht wird.“ In der Freimaurerrede „Ermunterung zur Freiheit“ gibt er seiner Gesinnung kräftigen Ausdruck, aber er meint: „Nicht sowohl Waffen des Leibes, als vielmehr Waffen des Geistes sind es, welche für Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde die glorreichsten Taten verrichten.“ Im

Born über die Teilnahme Deutschlands an dem Krieg gegen die französische Republik schrieb er die Verse:

„Für wen, du gutes, deutsches Volk,
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen läßt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich raffen?
Für Fürsten- und für Adelsbrut,
Und fürs Geschmeiß der Pfaffen.“

Nur einen mildernden Umstand billigte Bürger den gekrönten Häuptern zu, ihre Dummheit.

„Die Stümper schant mit euren Köcherklingen:
Laßt die Minister drüber springen!“

Kein Wunder, daß ein solcher Mann in Deutschland kein Glück hatte. Wäre sein alter Verleger, der wunderliche Kauz Dieterich nicht gewesen, oft hätte dem Dichter das Nötigste gefehlt. Leber- und Lungenentzündung raffte schließlich den 46-jährigen hinweg. Sein Grab kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Später freilich setzte man ihm ein Denkmal. G. Hoernle.

Billige Ausgaben: Gottfried August Bürger, Gedichte. Bibl. d. Gesamt-Literatur. Verlag C. Fendel, Halle a. S. Geb. 1 Mk.

Bürger, Freih. v. Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer. Ebenda. Geb. 0,50 Mk.

Bürger: Gedichte. Reclams Universal-Bibliothek. Geb. 1 Mk.

Bürgers Gedichte. Goldene Klassiker-Bibliothek. Geb. 2 Mk. Mit Lebensbild.

Bürger, G. A. Gedichte. Volkstische Handbibliothek. Brosch. 0,70 Mk. Geb. 1,20 Mk.

Aus den Mollh-Liedern von Bürger.

Die Cinc.

Sonett

Nicht selten hüpfst, dem Finken gleich im Gaine,
Der Platterinn mir fast vors Angesicht.
„Warum, o Tor, warum ist denn nur eine
Dein einziges, dein ewiges Gedicht?“

Ha! Glaubst du denn, weil diese dir gebriht,
Daß Liebe dich mit keiner mehr vereine?
Der Gram um sie besorgt dein Augenlicht,
Und freilich glänzt durch diesen Flor dir keine.

Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blühen schön und süß viel Mädchen noch und
Frauen.

Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.“

Ach, alles wahr! Vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Uuen.
Was hilft es mir, dem Mollh nur gefällt?

▽

Überall Mollh und Liebe.

Sonett.

In die Nacht der Tannen oder Eichen,
In der stummen Heimlichkeit Gebiet,
Das der Lebensfrohe schauernd flieht,
Such' ich oft der Ruhe nachzuschleichen.

Könn' ich nur aus aller Wejen Reichen,
Wo der Sinn noch etwas hört und sieht,
Das den Müden an die Arbeit zieht,
Wis hinein ins leere Nichts entweichen!

Denn so allgeheim ist kein Revier,
Keine Klust ist irgendwo so öde,
Daß nicht Liebe mich auch da befehde;

Daß die Überforgerin mit mir
Nicht von Mollh und von Mollh rede,
Oder, wenn sie schweiget, — ich mit ihr.

▽

Naturrecht.

Sonett.

Von Blum' und Frucht, so die Natur erschafft,
Darf ich zur Lust wie zum Bedürfnis pflücken.
Ich darf getrost nach allem Schönen blicken
Und atmen darf ich jeder Würze Kraft.

Ich darf die Traub', ich darf der Biene Saft,
Des Schafes Milch in meine Schale drücken.
Mir froni der Stier; mir heut das Roß den
Rücken;
Der Seidenturm spinnt Miras mir und Taft.

Es darf das Lied der holden Nachtigallen
Mich, hingestreckt auf Flaumen oder Moos,
Wohl in den Schlaf, wohl aus dem Schlafe
hallen.

Was mehrt es denn mir Menschensagung bloß
Aus blödem Wahn, in Mollhs Wonneschoß,
Von Lieb' und Lust bezwungen, hinzufallen?

▽

Liebe ohne Heimat.

Sonett.

Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin- und hergeschleucht,
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht
In den Zweigen einer Gätterlaube.

Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!
Herbes Schicksal, dem kein andres gleicht!
Ihre Heimat, kaum dem Blick gezeigt,
Wurde schnell dem Weiterstrahl zum Raube.

Ach, nun irrt sie wieder hin und her!
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.

Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,
Wo sie noch einmal, wie einst, erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr.

▽

Liebeszauber.

Mädel, schau mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blingle nicht!
Mädel, merke, was ich sage!
Gib Bescheid auf meine Frage!
Holla, hoch mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blingle nicht!

Bist nicht lässlich, das ist wahr!
Auglein hast du, blau und klar;
Eiern und Näschen, Mund und Wangen
Reizen wohl ihr Lob verlangen.
Reizend, Liebchen, das ist wahr,
Reizend bist du offenbar.

Aber reizend her und hin!
Bist ja doch nicht Kaiserin,
Nicht die Kaiserin der Schönen.
Wer wird dich vor allen krönen?
Reizend her und reizend hin!
Wiel noch fehlt zur Kaiserin!

Hundert Schönen sicherlich,
Hundert, hundert fänden sich,
Die vor Eifer würden lodern,
Dich vors Weitgericht zu fadern;
Hundert Schönen fänden sich,
Hundert siegten über dich.

Dennoch hegt du Kaiserrecht
Ueber deinen treuen Knecht,
Kaiserrecht in seinem Herzen,
Bald zu Wonne, bald zu Schmerzen.
Tod und Leben, Kaiserrecht,
Nimmt von dir der treue Knecht!

Hundert ist wohl große Zahl;
Aber, Liebchen, laß einmal,
Daß es Hunderttausend wagen,
Dich von Thron und Reich zu jagen!
Hunderttausend! Welche Zahl!
Sie verkören allzumal.

Schelmenauge, Schelmenmund,
Sieh mich an und tu mirs kund!
He, warum bist du die Meine?
Du allein und anders keine?
Sieh mich an und tu mirs kund,
Schelmenauge, Schelmenmund!

Sinnig forsch' ich auf und ab,
Was so ganz dir hin mich gab. —
Hal' Durch nichts mich so gut zwingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.
Zauberstäbchen, auf und ab,
Sprich, wo ist dein Zauberstab?

▽